

|| Predigt über Ruth 1,1-19

Die Geschichte beginnt mit einem schreienden Widerspruch: eine Hungersnot im verheißenen Land, dem Land, in dem angeblich Milch und Honig fließt. Dieser Gegensatz wird noch verschärft durch den Namen des Ortes, der hier Ausgangspunkt und Ziel ist, Bethlehem. Der Name dieser kleinen Stadt im Süden, der in beiden Teilen der christlichen Bibel mit so vielen Hoffnungen verbunden ist, Hoffnungen auf den Gesalbten, den Messias, den Christus, der Israel und die Völker erlösen und befreien wird aus aller Not, der Geburtsort Davids und des Davidsohns Jesus, der Name Bethlehem, Betlechem, bedeutet Haus des Brots und steht damit auch für die materielle Seite der Hoffnungen, die sich mit David und Jesus verbinden. Eine Hungersnot im Brothaus – der Erzähler oder die Erzählerin spielt damit auf den Beginn der ganzen Israelgeschichte an. Abraham und Sara waren dem Ruf Gottes zum Aufbruch gefolgt, hatten der Verheißung getraut, dass aus ihnen ein neues Volk werde, allen Völkern zum Segen, Beginn einer neuen Menschheit. Doch kaum waren sie angekommen im verheißenen Land, das der Anfang einer neuen Welt sein sollte, brach dort eine Hungersnot aus, und beide ziehen weiter nach Ägypten, wo Abraham aus Sorge um sein eigenes Leben seine Frau im Stich lässt, verrät, verkauft und so in jeder Hinsicht die Verheißung gefährdet. Gott presst sie frei durch Schläge, durch Plagen an Ägypten – sie, nicht er wird so zum Urbild des späteren aus der Sklaverei befreiten Israel. Das Buch Ruth ist auch ein Kommentar zu dieser frühen Geschichte von Verrat, vom Im-Stich-Lassen, eine Korrektur, eine Heilung dieser Geschichte.

Auch in unserer Geschichte führt die Hungersnot zur Flucht, ins Exil. Eine kleine Familie aus Bethlehem, Elimelech, seine Frau Naomi, ihre Söhne Machlon und Kilion, flieht nach Moab. Das ist in der Bibel keine gute Adresse. Von der Entstehung dieses Nachbarvolks erzählt man sich in Israel eine drastische Geschichte, die mit dem Wort Moab spielt. Nach der Zerstörung Sodoms und Gomorras haben die Töchter Lots, die mit ihrem Vater entronnen waren, ihn erst hinreichend betrunken gemacht und dann verführt, um schwanger zu werden – in der Meinung, die letzten Überlebenden auf Erden zu sein. Mag diese Geschichte auch erzählt worden sein, um die ungeliebten Nachbarn in Verruf zu bringen, zu verspotten, so erinnert sie doch zugleich daran, dass es sich bei ihnen um Nachkommen Lots, also um Verwandte handelt. Und sie zeigt auch, ähnlich wie der Rausch Nochs nach der Flut, dass eine Katastrophe auch das Leben der Entronnenen, der Überlebenden verwirren, manchmal auch zerstören kann. So erinnert auch das Stichwort Moab in unserer Erzählung an die Urgeschichte Israels, nämlich an Lot, Abrahams Neffen, von dem es zunächst stereotyp, fast wie ein Zuname heißt: der mit ihm ging, der sich dann aber doch von Abraham trennt, plötzlich den Garten Eden nicht mehr vom Sklavenhaus Ägypten unterscheiden kann, dennoch erst von Abraham, dann von Gott selbst gerettet wird; der in einer entsetzlichen Parodie auf den Besuch Gottes bei Abraham in Mamre zuvor seine Töchter dem Mob von Sodom anbietet; die schon erwähnte Fortgeschichte dieser Töchter ist darauf ein grausiges Echo. Er ist in dieser ganzen Zwiespältigkeit so etwas wie ein Urbild der Christen an der Seite Israels ist: irgendwie verwandt, aber doch getrennt und nicht verlässlich; er ist mitbefreit, immer wieder mitgerettet und sinkt doch immer wieder zurück ins Chaos.

Unsere Geschichte wirkt zunächst wie eine Heilung dieser zwiespältigen Vorgeschichte. Die Familie aus Bethlehem findet Aufnahme bei den entfernten, den problematischen Verwandten und Nachbarn und die Söhne finden Frauen. Doch die Leser und Hörer sind gewarnt. Während die Namen der Eltern verheißungsvoll klingen – Elimelech: mein Gott ist König; Naomi: die Angenehme – deuten die Namen der Söhne bereits Unheil an: bei Machlon schwingt deutlich Krankheit mit, bei Kilion sogar Zerstörung. Naomis Mann und ihre beiden Söhne sterben,

sie bleibt mit ihren moabitischen Schwiegertöchtern zurück und wird zum Bild Israels ohne Zukunft und Hoffnung. Sie entschließt sich, nach Bethlechem zurückzukehren, beide Schwiegertöchter wollen mitgehen; die eine, Orpa, lässt sich von den drastischen Worten Naomis über ihre hoffnungslose Situation überzeugen und kehrt unter Tränen zurück nachhause; die andere, Ruth, nicht. Ihr ist klar, dass ihr beharrliches Mitgehen mit Naomi, ihre hartnäckige Liebe und Treue nicht nur Privatsache ist, sondern eine theopolitische Entscheidung. Sie sagt nicht nur: wo du hingehst, will ich auch hingehen, und wo du nächtigst, will auch ich zusammen mit dir nächtigen, verspricht nicht nur, bedeutungsvoll genug, eine Weg- und eine Nachtgemeinschaft, sondern fügt sogleich hinzu: dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du sterben wirst, will ich sterben und dort will ich begraben sein; nur und erst der Tod wird mich und dich scheiden. Sie sieht in ihrer Geschichte mit Naomi zugleich eine mit dem Volk Israel und damit auch eine mit dem Gott dieses Volkes. Und sie geht eine Lebensbindung mit diesem Volk und diesem Gott ein: nur und erst der Tod soll sie trennen. Dieses Gelübde ist inzwischen ins Formular kirchlicher Trauungen eingegangen, benennt aber ursprünglich die Bindung einer Nichtjüdin an eine Jüdin, an das jüdische Volk und an den Gott Israels: Mitgehen und Mittun, Mitdurchstehen finsterner Nächte bis zum Tod. Freilich bekommt in diesem Zusammenhang auch jene Trauformel dramatische Bedeutung. Erst 2002 wurden die Briefe von und an Lilli Jahn veröffentlicht, die Mutter unseres früheren Justizministers Gerhard Jahn. Sie war Jüdin, aber durch die Ehe mit einem Nichtjuden in der Nazizeit vor Verfolgung geschützt. Doch ihr Mann ließ sich von ihr scheiden. Sie wurde deportiert, in Auschwitz ermordet.

Ruths Geschichte ist da eine Gegengeschichte, eine Gegengeschichte auch zu Abrahams Treulosigkeit gegenüber Sara und zu Lots Zwiespältigkeit. Sie wird später dafür beglückwünscht, dass sie Vater und Mutter und Heimatland verließ – wie einst Abraham und Sara – und zu einem Volk ging, das sie gestern und ehemals nicht kannte. Und so wird ihr der Segen zugesprochen: Der HERR vergelte dir deine Tat, und dein Lohn möge vollkommen sein bei dem HERRN, dem Gott Israels, zu dem du gekommen bist, dass du unter seinen Flügeln Zuflucht hast.

Doch das mit der Zuflucht ist fraglich; die Verheißungen sind keine Garantie oder Versicherung, sondern bleiben eine Sache und eine Frage des Vertrauens. Das hatte die Vorgeschichte gezeigt –die Dementierung der verheißungsvollen Namen Betlechem, Elimelech, Naomi. Wegen ihrer Erfahrungen will Naomi nicht mehr die Angenehme genannt werden, sondern Mara, die Bittere. Sie erinnert damit an die Bitterkeit der Sklaverei, an die noch heute die bitteren Kräuter zu Pessach erinnern, erinnert mit dieser Befreiungsgeschichte aber auch daran, dass in und trotz aller Bitterkeit der Treue des Gottes Israels zu trauen ist.

Viele der überlebenden Jüdinnen und Juden teilen die Bitterkeit Naomis, Maras. Es ist aber ein himmelweiter, es ist ein höllenweiter Unterschied, ob angesichts des Massenmordes, dessen wir am kommenden Dienstag gedenken, Juden und Jüdinnen ihrem Gott nicht mehr trauen können oder ob Christen behaupten, nach Auschwitz ließe sich nicht mehr von Gott reden. In unserer Geschichte ist es gerade die tätige Treue der Nichtjüdin Ruth, die diese Bitterkeit wendet, dem steckengebliebenen Israel wieder Zukunft und Hoffnung gibt, zum Fortgang der Geschichte verhilft, die dann zu David und, in der christlichen Bibel, zu Jesus führt.

Gerade wegen der Zwiespältigkeit, die die Namen Moab und Lot in biblisch geschulten Ohren haben, ist Ruth so etwas wie ein Modell für das, was von uns Christen, Jesusjüngern aus den Völkern, zu erwarten und zu erhoffen ist. Unsere Liebe zu Jesus, unsere Bindung an ihn hätte uns zu hartnäckigen, treuen, verlässlichen und hilfreichen Bundesgenossen seines Volkes machen müssen: wo du hingehst, will auch ich hingehen; wo du nächtigst, nächtige auch ich;

dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott. Das aber ist nicht geschehen. Christen haben sich von Ruth nicht leiten, nicht den Weg des Mitgehens weisen, nicht ermutigen und stärken, nicht animieren lassen. Es war nicht erst der Tod, nicht erst die Bedrohung durch die Todesmaschinen der Deutschland regierenden Mörder, die uns Christen von den Juden schied. Es gab schon zuvor nur bei wenigen ein Mitgehen und Mitnächtigen, bei den meisten nicht einmal ein Mitfühlen und Mitdenken, ein Sich Hineinversetzen in die Situation anderer, geschweige denn ein hilfreiches, ein rettendes Mittun, tätige Treue. Sondern Distanz und Kälte, Verrat und Verleugnung unserer Bindung an diesen Gott und an sein Volk. So wie es von Petrus, dem ebenfalls zwiespältigen, dem nicht verlässlichen, sondern schwankenden, manchmal versinkenden Fels der Kirche erzählt wird: ich kenne den Menschen nicht.

Ich schäme mich des Evangeliums nicht, so hörten wir hingegen von Paulus, und er will auch uns dazu bringen, uns unserer Bindung an Geschichte und Gegenwart Israels, in die uns das Evangelium von Jesus Christus versetzt hat, nicht zu schämen. Doch wir haben auch gehört, dass im Matthäusevangelium nicht nur verheißen wird, dass viele kommen werden vom Osten und vom Westen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Reich der Himmel sitzen, sondern auch die düstere Prognose gestellt wird: aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die Finsternis hinaus. Und dies Hinausstoßen in die Finsternis wurde von Christen aus den Völkern aktiv betrieben. Denn die Kirche begann bald, sich nicht an der Seite, sondern anstelle Israels zu verstehen; sie hat theologisch-theoretisch vom Ende Israels geredet, lange bevor die Mörder den Massenmord Endlösung nannten. Nicht alle Christen hassten die Juden, die leiblichen Geschwister ihres Herrn. Viele begnügten sich damit, sie einfach nicht zu mögen, nicht leiden zu können. Doch als es diesem Volk ans Leben ging, war schon Gleichgültigkeit tödlich genug, Kälte, die Unfähigkeit oder Unwilligkeit zum Mitgehen und Mitfühlen, zu aufmerksamem wachen Mitdenken, zum Mitnächtigen. Es handelte sich meist nicht um flammenden Zorn, lodernden Hass – das gab und gibt es freilich auch –, sondern um kühle Distanz, um Kälte. Es genügte, Menschen in irgendeiner Weise als fremd zu definieren und diese Fremdheit dann als Grund zu nehmen, nicht mit ihnen zu fühlen, geschweige denn mit ihnen mitzugehen. Die produzierte Fremdheit machte kalt.

Die Geschichte der Moabiterin Ruth, der Fremden, die Naomi aus ihrer Bitterkeit hilft, Israel Zukunft und Hoffnung gibt, zur Urgroßmutter Davids, des Gesalbten wird, ist eine Ermutigungsgeschichte gegen diese Kälte. Sie wird in den Synagogen zu Schavuot gelesen, ein Wallfahrtsfest, bei dem nicht nur für die Ernte, sondern auch für die Offenbarung Gottes und die Gabe der Tora am Sinai gedankt wird. In der Bibel gibt es die Hoffnung, diese Weisung könne vom Zion aus auch die anderen Völker erreichen, das Feuer vom Sinai könne auch bei ihnen zünden. Die Pfingstgeschichte des Lukas erzählt von der Erfüllung und damit Bestätigung dieser Hoffnung. Sie ist das Thema der Epiphaniazeit: der Davidsohn Jesus aus Bethlehem werde mit dem Licht seines Evangeliums auch den anderen Völkern so einleuchten, dass sie zu Untertanen dieses Königs der Juden werden; die Hoffnung, dass sie dann dem Vorbild seiner Urahnin Ruth folgen und mit ihr sprechen: wohn du gehst, will auch ich gehen, und wo du nächtigst, will auch ich nächtigen, mit dir zusammen. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Nur der Tod wird zwischen mir und dir scheiden.

Amen.